

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Band: 94 (1976)
Heft: 3: Denkmalschutz - Altbaumodernisierung

Artikel: Historische Architektur mit Holz; Probleme der Denkmalpflege
Autor: Knoepfli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-73041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Historische Architektur mit Holz; Probleme der Denkmalpflege

Von Prof. Dr. Albert Knoepfli, Zürich¹⁾

DK 719

Gezeiten des Holzes

Wenn man jemandem nachsagt, er habe einen Holzkopf, so gehört das nicht zu den menschlichen Freundlichkeiten... es ist vielleicht auch eine Beleidigung für das Holz! Besser klingt die Redewendung, einer – oder eine – sei aus gutem Holz geschnitzt. Wie in den wechselnden Bildern der Alltagssprache, so unterlag und unterliegt auch das Holz wechselnder Wertschätzung; die Flut neuer Materialien vermochte es an einem Orte zu verdrängen, an anderen hielt es sich nur in verfremdeter Form, und an dritter Stelle kehrte man reuig zu ihm zurück oder – wie etwa im Bau von Streichinstrumenten – sah man von Anfang an ein, dass Holz durch keinen anderen Werkstoff zu ersetzen sei.

In Zeiten der Besinnung auf das heimatliche Bauerbe und auf die Bedeutung regionaler Stile suchte man im Bauen das Holz wieder vermehrt zu Ehren zu bringen. Heute, im herrlichen Zeitalter der «Nostalgie», scheint die Tour ebenfalls wieder auf neue Wertschätzung zu drehen. Doch jetzt nimmt das Groteske überhand: Holz als dekorativ auswechselbare und modische Beilage, als ein Statussymbol der Heimwehleidigkeit!

Vielfalt der holzbaulichen Architektur

Es wäre wohl wenig sinnvoll, hier eine Geschichte des schweizerischen Holzbaues dozieren zu wollen. Der technologische und kunstgeschichtliche Beziehungsreichtum, die Abhängigkeiten von Material, Klima und Funktion usw. können auch gar nicht in wenigen Minuten eingefangen werden.

Es geht mir über die Vorstellung einiger Grundtypen hinaus weit mehr darum, an die *Vielfalt der Handschriften* zu erinnern, mit welchen sich der schweizerische Holzbau charaktervoll ins Buch der Architektur eingeschrieben hat. Und darum, diese Handschriften abzuheben vom Bestand der anonymen, gleichsam maschinengeschriebenen Allerweltsarchitektur, die leider selten mit guten Beispielen und in ihrer bestimmenden Mehrheit von Tokio über Bümpliz und Kugeliswinden bis nach Chicago mit einem ausdruckschwachen Suppentellergesicht aufwartet.

¹⁾ Referat, gehalten im Fortbildungskurs VI «Architektonisches Gestalten in Holz» der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Holzforchung (SAH) am 7. November 1974 in Weinfelden.

Der Vortrag wurde von einer reichhaltigen Lichtbilderschau begleitet. Die hier wiedergegebenen Bilder entstammen den Photobeständen der Eidg. Kommission für Denkmalpflege und der Lignum, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für das Holz. Die getroffene Auswahl hält sich möglichst an die gezeigten Sujets, auch wenn diese nicht immer authentisch reproduziert werden konnten. Die Bildlegenden wurden redaktionell verfasst.

G. R.

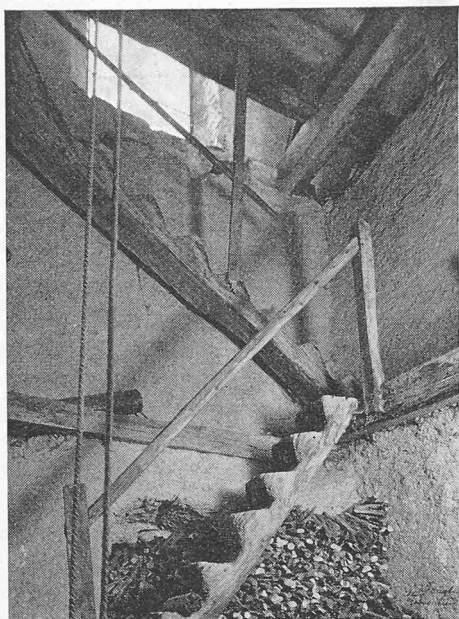
Blockbau

Will man sich – wir lassen die Überdachungen und Abschlüsse von vorgeschichtlichen Höhlen und Wohngruben unberücksichtigt – die ertümlichste Form des Holzhauses vorstellen, so denkt man zunächst und unwillkürlich an die Vollwandkonstruktion des *Blockhauses*, an Walliser Speichertypen, zum Beispiel wie der des *Grächener Speichers*.

Blockhäuser waren aber nur in Gebieten mit reinem oder vorwiegendem Tannwaldbestand möglich. Denn nur gerade Stämme gestatten einen fugenlosen, «gewetteten» oder «gestrickten» Verband. Daher entstand der Blockbau in voralpinen Gegenden mit einer dem Tannenbestand günstigen jährlichen Niederschlagsmenge von 1400 bis 2500 mm, also zu einer Spätstufe des Landausbaues, der erst in die Bronzezeit zu setzen ist.

St. Gallen. Das 1968 restaurierte Haus «Zur Linde» von Nordosten. Charaktervoller Bohlen-Ständerbau auf gemauertem Sockelgeschoss. Um 1576 aufgestockt und konstruktiv der Riegelbauweise angeglichene Photo Gross, St. Gallen



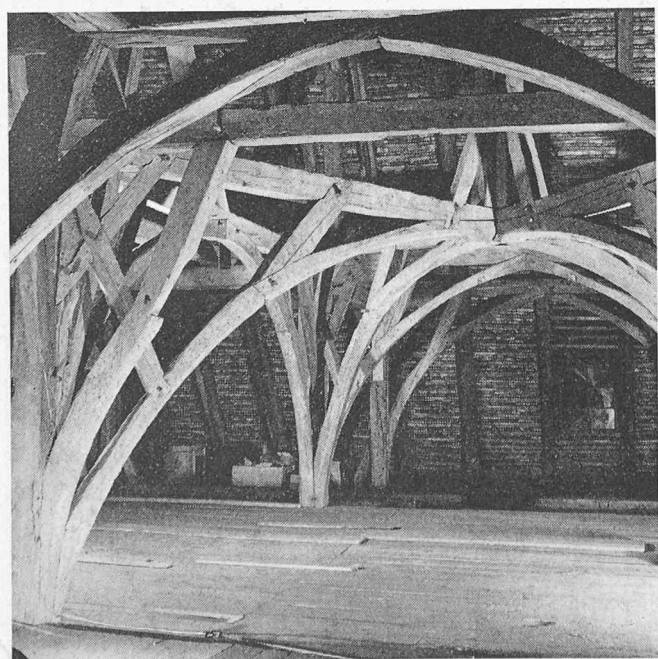


Colombier. Vermutlich frühgotische Stiege. Aus Blockholz gehauene Stufen
Photo G. De Jongh, Lausanne

Einzelne Gezimmer des Blockhauses lassen sich als Fahrhabe transportieren und dort, wo der Boden rar ist, zu turmartigen Gebilden, wie sie das Wallis kennt, förmlich aufeinanderschichten. Solche einfachsten Konstruktionen haben sich über Jahrhunderte ohne grosse Typenänderung erhalten. Eines der ältesten anspruchsvolleren Blockhäuser unseres Landes ist das Zwinglihaus in *Wildhaus*, wenig jünger nur das Rothenburgerhaus bei der Stiftskirche *Luzern*, also um 1500 zu spätgotischer Zeit errichtet und in seinem Habitus wetteifernd mit den damals aufkommenden steinern

Kloster *Mariaberg* ob Rorschach (16. Jh., seit 1864 Seminar). Spätgotischer Dachstuhl über dem Ostflügel. Die einzigartige Konstruktion mit Bogenkreuzen ermöglicht freien Dachraum

Photo Chr. Müntener, St. Gallen



Häusern des gehobenen Bürgertums. Bei der vor einigen Jahren vorgenommenen Restaurierung hat man den gesamten Bau auseinandergenommen und mit dem alten Material neu zusammengesetzt. Auch auf dem Lande entwickelte sich das Blockhaus zu stattlich-stolzen Grossformen.

Skelettbau

Schon steinzeitlich lässt sich der *Holzskellettbau* nachweisen. Die Entwicklung führt vom *Hochstud- oder Firstpfettenständerbau* zum *Aussen- oder Fusspfettenständerbau*. Dieser bildete im ländlichen Bodenseegebiet noch im 15. und 16. Jahrhundert die Regel. Auch in den Städten behauptete er sich ausserordentlich zähe bis ins 19. Jahrhundert. Und dies ungeachtet der Versteinerung der Siedlungsbilder, die wegen der Feuergefahr durch unzählige Mandate und obrigkeitliche Vorschriften geordert und gefördert wurde. Auch der dem Steinhaus günstige Stilwandel und die Material- und Konstruktionsvorteile änderten im wesentlichen nichts an dieser Situation: Bischofszell wies an Steinbauten um 1700 kaum 25% und um 1800, obwohl 1743 ein Grossteil des Städtchens in Schutt und Asche gesunken war, erst etwa 50% Steinbauten auf. In der thurgauischen Landschaft machte um 1800 der Anteil des Steinhauses nur bis zu 20% aus, im waldrreichen Tannzapfenland herrschten gar die reinen Holzbauten, also unter Ausklammerung der Gemischtbauweise, mit 66 bis 99% vor.

Es waren dies in der älteren Form holzausgefachte, mit liegenden Flecklingen zur Wand geschlossene Bohlenständerbauten, deren Skelett aus senkrechten Ständern, Studen oder Stielen sowie waagrechten Schwellen und Rähmen bestand und durch überplattete Kopf- und Fussbüge versteift wurde. Ursprünglich liefen die Stiele ganz vom Boden zum First oder wenigstens durch zwei Geschosse durch, wie dies an der *«Linde»* in *St. Gallen* zu sehen ist. Deren oberer Teil wurde erst 1576 aufgestockt; der untere, ältere Teil weist noch solche Stiele auf. Das zugewanderte, aufgepfropfte Oberteil drückte die Unterkonstruktion so zusammen, dass ihm bei der einige Jahre zurückliegenden Restaurierung eine Stahlkonstruktion unsichtbar eingezogen werden musste. Anspruchsvollere Formen des Ständerbausystems zeigt ein prächtiges, hochgiebliges Haus in *Hildesheim* mit einer weitgehend in Fensterreihen aufgelösten Form und mit zum Teil schon vermauerten Fachen. Hand in Hand mit der stockwerkweisen Abzimmerung versteifte man den Senkrecht-/Waagrecht-Raster mit einem Netz von Diagonalhölzern und Riegeln, deren Trapez-Fache sich besser mit vermörtelten Geflechten und mit Mauerwerk bündig schliessen liessen, statt sie hinter den Fuss- und Kopfbügen mit eingetutetem schrägeschnittenem Holz zu füllen.

Riegelbau

Erste Übergänge zum Riegelwerk zeigt ein Haus in *Dinkelsbühl* aus dem 16. Jahrhundert. Wie die Ansichten des *Schlusses Frauenfeld* erweisen, dessen auskragender Fachwerkteil um 1500 dazukam, hielt sich der Carré-Raster noch lange. Weitere Beispiele geben die Ökonomiebauten des Klarissenklosters *Paradies* am Rhein, das *Wiler Kaplaneihaus* und die Konventsbauten des Zisterzienserinnenklosters *Magdenau*.

Der Senkrecht-/Waagrecht-Raster ist ausserordentlich licht- und fensterfreundlich und entsprach vor allem der transparenten und entmaterialisierenden Baugesinnung der Gotik vortrefflich. Das 1743 abgebrannte schmalbrüstige Bischofszeller Rathaus, ein Bohlenständerbau, besass einen um die Hauskante geführten 18teiligen Fensterwagen. Wenn auch der Riegelbau immer noch den Einsatz von Fensterbändern ermöglichte, so entsprachen solche in der Renaissance,

im Barock und im Klassizismus doch weniger den neuen Idealen der Fassadengestaltung, weswegen die beschränkten konstruktiven Möglichkeiten dem Stilwillen parallel liefen und auch den sich nun allgemeiner verbreitenden geschlossenen Feuerstellen und Beheizungstechniken wie der zunehmenden Verwendung von Glas in Sachen Wärmeisolation entgegenkamen.

Die weitere Entwicklung des Riegelbaues belegen ein Bauernhaus im thurgauischen *Lipperswil*, das 1639 erstellte Rathaus zu *Burgau* bei Flawil und das prachtvolle, 1711 für den Landrichter Häberli erstellte Haus «Zum Goldenen Leuen» in *Oberaach*, dessen überkragender Anbau 1728 zugefügt worden ist.

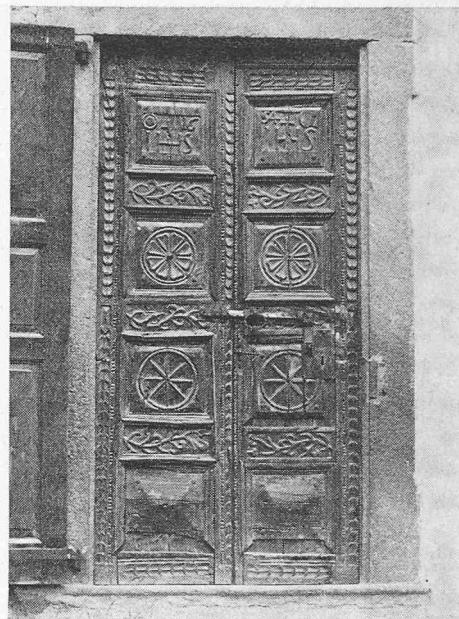
Riegelbauten konnte sich auch auf den Dörfern nur die hablichere Oberschicht in Einzelobjekten leisten, und erst nach der Befreiung aus der Untertanenschaft hat sich diese Bauweise z.B. im Kanton Thurgau weiterverbreiten können. Das Riegelnetz wird, wie Beispiele aus *Amriswil* und *Winden* zeigen, immer dichter; der Kubus des Holzes übertrifft zuweilen den der Ausfachung und nähert sich wieder der Vollwand.

Verdeckte und sichtbare Konstruktion

Nicht alle alten Fachwerkhäuser und auch lange nicht alle Blockwerkhäuser sind auf Konstruktionssicht angelegt. Mitbedingt durch die stilistischen, oft das Steinhaus imitierenden Einflüsse, vor allem aber aus Wetterschutz- und Isolationsgründen maskieren vielfach Schindelüberzüge, Verschalungen und Vertäferungen die Bauten ebenfalls im Sinne der vollen Wand. Diese Verhältnisse muss der Denkmalpfleger beachten und respektieren, sosehr man oft aus modischen und geschmäckerischen Erwägungen die Bauten im doppelten Sinne blossstellen, das heisst ihren Konstruktionsraster, der nie dem Wetter ausgesetzt war, aus Freude am «Antiken» freilegen und zeigen möchte. Von der Schönheit technischer Bauten dieses Stiles zeugt der Tröckneturm in *St. Gallen*; man hat ihn kürzlich mit Hilfe von Stadt, Kanton und Bund aus seinem ruinösen Zustand erlöst, und er durfte wieder zu einem industriellen Wahrzeichen der Gegend werden.

Der Wechsel von freiliegender, sichtbarer und von verborgener, verummelter Konstruktion lässt sich sogar bei den Dachstühlen und den Holzbrücken-Skeletten verfolgen. So besass das Marienmünster auf *Reichenau-Mittelzell* schon ursprünglich einen auf Innensicht vorbedachten Dachstuhl, der nach dem Brande um 1235 erneuert wurde. Dieses Datum liess sich durch die Baugeschichte wie auch durch Jahrringanalyse, d.h. dendrochronologisch erhärten. Der eichene Kehlbalkendachstuhl besteht aus scharfkantigen, 13/16 cm starken Hölzern, die im Abstand von 132 cm binderlose Gespärre bilden. Kehlbalken und Fusszangen sind durch halbkreisförmige Büge verbunden, die dem Auge des Betrachters den Eindruck einer Tonne erwecken. Nie auf Sicht berechnet war hingegen der Dachstuhl der *Bülacher Kirche*; ihn zu durchforsten und zur architektonischen Paraphrase gefügig zu machen war keine denkmalpflegerische Tat, was sich denn auch im Zerquälten, nicht Raumkonformen der Lösung äussert.

Gerade mit jenen Konstruktionsschönheiten und technischen Meisterwerken, die man nicht zeigen kann, verfährt man oft unglaublich grobschlächtig. Man denke nur an das böse Zurückbeilen bei Schutzimprägnierungen, bei der Zerstörung des Gefüges durch Dachausbauten usw. Besonders schlimm erging es dem eindrucksvollen gotischen Kehlbalkendachstuhl in *Rorschach/Mariaberg*. Der seinerzeitige Seminardirektor suchte der Holzverknappung während des Weltkrieges durch Raubzüge im Dachstuhl zu begegnen. Was



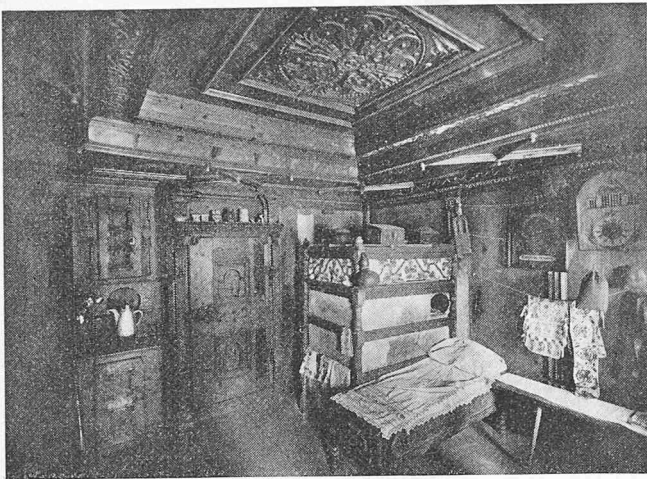
Aquila (Bleniotal). Dekorativ mit geschnitzten Füllungen und Rahmen gestaltete Kirchentüre (1654)
Photo E. Steinemann, Locarno



Werdenberg SG. Teilansicht des alten Markt- und Burgstädtchens. Links das «Rote Haus», ein Strickbau aus dem 17. Jh. mit Tätschdach und rustikal-barocker Fassadenbemalung. Im Hintergrund Frontalansicht zweier Bauten aus dem Hauptstrassenzug mit seinem durchgehenden Laubengang. Die älteste vorwiegend aus Holzbauten bestehende geschlossene Siedlung von 32 Firsten (erwähnt 1289) wird seit 1960 systematisch saniert und restauriert. Bauleitung: Architekt *Walter Fierz*, St. Gallen
Photo *J. Gaberell*, Thalwil

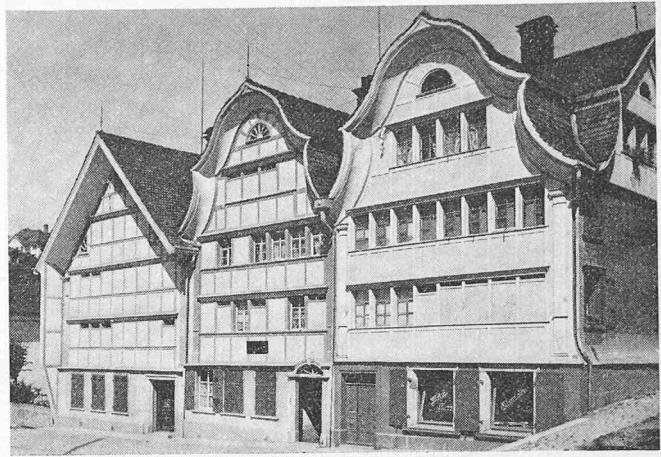
Hasle-Rüegsau BE. Brücke über die Emme. Sprengwerk mit verzahnten Bogenträgern (Vorläufer der Hetzerträger?)





Sent GR, Haus Pool-Defila (1632). Barock-Stube mit reich geschnitztem Ausbau in Arvenholz: Deckenkassette, Pilaster mit Fries, Prunktüre, Buffet

Photo Wehrli und Vouga AG, Zürich



Gais. Kleines Ensemble von typischen Appenzeller Holzhäusern mit Satteldächern und geschweiften Giebeln (nach dem Dorfbrand von 1780 entstanden)

Photo Hausamann, Heiden

er für überflüssig hielt, wurde ausgesägt, und für diese übrigens statisch ausserordentlich gefährliche Untat erhielt er das hohe Lob des zuständigen Departementes!

Natürlich bedauern viele, dass die Schönheit alten Zimmerwerkes ungesehen auf Estrichböden verdämmert. Dem Werk sieht man das vorbestimmte Schicksal qualitätsmässig nicht an: offensichtlich hat der liebe Gott den Zimmerleuten bei der Arbeit kontrollierend über die Schultern geguckt!

Besser einsehbar sind viele der *Holzbrückenkonstruktionen*, die in unserem Land vor allem im 18. und 19. Jahrhundert unter dem Einfluss der hochbegabten Grubenmann und befruchtet von der französischen Ingenieurskunst zu bewundernswerten Leistungen führten. Die berühmte *Luzerner Kapellbrücke*, um 1300 erbaut und mehrfach in den alten Formen erneuert, überquert die Reuss in gebrochenem Lauf, besitzt einen Wasserturm und eine berühmte reiche Bilderfolge von 1614 ff. Als weitere Belege zu erwähnen: die verschalten Konstruktionen der 1784 von Joh. Knellwolf beim *Weinbachtobel* bei Flawil erstellten Holzbrücke, die Neckerbrücke bei *Ganterswil* aus dem 19. Jh. und die ihre Konstruktion halb frei gebende Brücke bei *Lütisburg*, die Joh. Ulrich Haltiner, ein weiterer Meister Grubenmannscher Prägung, 1790 über die Thur schlug.

Die verkehrstechnische Notwendigkeit, die 1839 bei *Hasle-Rüegsau* über die Emme gebaute Holzbrücke abzubauen und an anderer Stelle wieder aufzurichten, liess Einblicke auf ihren verzahnten und verdübelten Lamellenbogen zu, der sich 58 m lang über das Tobel spannt und eine Scheitelhöhe von 7 m über dem Fluss aufweist.

Urtümliches und kunsthandwerkliches Schaffen in Holz

Vom kraftvoll rohgefügteten Balkenwerk, von den schlichten nur gerade ihrem Zweck dienlichen Schreinerarbeiten bis zum feinsten kunsthandwerklichen Schaffen der Ebenisten und Intarsisten dehnt sich ein weiter Weg; ebenso vom farbig unbehandelten Massivholz zur Kunst der gefassten und bemalten Schnitzereien, Möbel und Hausfassaden. Mag der eine seine Vorliebe mehr dem rustikal Geformten zuwenden, der andere mit dem schmuckreichen Überspielen des Materials liebäugeln und ein Freund der Veredelung und Färbung sein: mit einer Rangliste hat dies nichts zu tun. Sonst könnten wir auch behaupten, Rosen seien schöner als Apfelblust!

Wer fühlte sich nicht angesprochen von der urtümlichen Handwerklichkeit der Treppe oder einer Türe im auf etwa 2000 m Höhe gebauten spätmittelalterlichen Walser Rathaus in *Hinter-Palfries*, das wir 1969/70 restauriert haben; wer nicht von der Schönheit einer Kirchentür in den spanischen *Pyrenäen*, einem mit einfachsten Mitteln gezimmerten, nagelbeschlagenen Lattenwerk oder von einer *Lüneburger Kassetentüre* des 14. Jahrhunderts? Erinnern sie nicht an die ebenso einfachen wie formschönen und phantasievollen Lattenmuster *ostschweizerischer Scheunentore* des 19. Jahrhunderts? Welch ein Schritt vom Volkskunsthaften dieser Dinge zu den Werken, welche die zünftigen Kunsthandwerker hoher Stufe stolz präsentieren: hier feines Masswerk und Intarsien, welche eine Türe des *Ulmer Rathauses* zieren, dort ein spätbarockes, an der «Palme» in *Frauenfeld* um 1774 angeschlagenes, elegant geschnitztes Nussbaum-Türblatt.

Aber auch die Meister in den Dörfern verstanden ihr Handwerk: von einfachen Türwerken aus *Kesswil* und dem toggenburgischen *Scheftenau* bei Wattwil (wohl 1692) ist die Entwicklung zu den anspruchsvolleren Formen des 18. Jahrhunderts zu verfolgen, so in *Hessenrüti* und im appenzelischen *Grub* (1786).

Holzeinbauten

Zur Holzarchitektur aber gehören auch die Holzeinbauten in Steinhäusern. Gotisch noch das Helfensteinzimmer von 1489 aus der Fraumünsterabtei *Zürich*, heute eine Zierde des Landesmuseums. Das kostbare Renaissance-Kistenzimmer (1569) aus dem Kloster *Tänikon*, eine feine Arbeit des Meisters IS, ist jetzt im Schloss Frauenfeld zu sehen. Im wenig später ausgestatteten *Appenzeller Rathaus* beansprucht das Holz nicht mehr sämtliche Flächen in der Art der sogenannten Kistenzimmer, sondern belässt zwischen Täfer und Decke einen Fries, auf welchen Hans Haggberg seine inhaltsreichen Fresken hinzuberte. Die *Rosenburg* Stans, leitet mit dem ins Landesmuseum verbrachten, 1602 ausgebauten Raum zum Barock über. Faszinierend, im Rahmen der Interieurkunst bei den Einzelheiten und bei den ja auch zumeist architektonisch gestalteten Möbeln zu verweilen. Die *Kreuzlinger* Beichtstühle, 1769 einst von Josef Raindl geschnitzt und nach ihrer Zerstörung im Brand von 1963 auf das getreueste nach alten Bilddokumenten kopiert, gleichen zierlich vorgeschwungenen und gekrönten Rokoko-Fassaden.

Bewundernswert die herrlichen, wahrscheinlich von Dominik Zimmermann entworfenen und von einheimischen Meistern (Bodmer? Fröhli?) kunstreich ausgeführten Einlegearbeiten, welche die Priestersitze in der Iddakapelle in *Fischingen* auszeichnen und die zum Besten ihrer Art zählen.

Vergewaltigtes Holz?

Ungeachtet allen gezeigten Virtuositums könnte sich mancher des Eindrucks vielleicht nicht erwehren, es sei hier eigentlich der Werkstoff Holz überfordert, ja denaturiert, wenn nicht eigentlich verleugnet worden. Das Holz sei nicht mehr in seinem pflanzlich-organischen Charakter erlebbar. Werkgerecht arbeiten heisse doch *mit* dem Werkstoff und nicht *gegen* ihn arbeiten! Lassen wir ausschliesslich Massiv- und Naturholz gelten, so wie es die Natur uns beschert, dann fiele die ganze grossartige Fournier- und Intarsienkunst aus Abschied und Traktanden und mit ihr alles gefasste und bemalte Holzwerk. Da kann die Denkmalpflege nicht mittun. Einem Gebilde wie dem reich inkrustierten *Wrangel-Schrank von 1566* und seinesgleichen darf sie Respekt und sorgfältigste Betreuung nicht versagen.

Es gibt nämlich zwei nebeneinander völlig gleichberechtigte *Verhaltensweisen* des Künstlers und der Kunst gegenüber den Werkstoffen. Die eine Kategorie sucht die irdisch-naturhafte Gebundenheit des Materials zu überwinden, zu ent-materialisieren, es durch Kunst und nur durch *sie* Gestaltbares zu verwandeln. Sie möchte in Form, Farbe und Musterung unabhängig werden von der Willkür der Natur, möchte den Stoff der künstlerischen Absicht völlig unterwerfen. Die Gotik hat sich Holz wie Stein zu unwahrscheinlich feinem Spitzenwerk gefügig gemacht. Das eine Mal täuscht Holzarchitektur sogar Steinwerk vor, wie etwa beim *Kölner Reliquien- und Kelchschrank*, dessen Schrein gegen 1300, die Krönung aber im 14. Jahrhundert entstand. Und welch' eigentlich unholzgemässe Welt eröffnet das herrlich gefasste, um 1450 geschnitzte und bemalte *Tiroler Kästchen* im Bayerischen Nationalmuseum. Auch der Barock ging in seinen Illusionswundern weit über das Angebot der Natur hinaus, verwandelte Eisen zu Gold- und Silbergeflecht oder überzog, wie beim *Augsburger Kabinettschrank um 1680* (J.G. Esser und Wolfner), die Palastarchitektur dieses Prunkstückes mit fremd schimmernden Zierden. Was hatte da das Naturholz alles zu erleiden an Marmorierungseffekten, Maserierungen und andern bunten Gewändern, die jede Erinnerung an Wald und Wildwuchs auslöschen!

Nicht umsonst wohl wehrte sich der Überlinger Bildschnitzer Zürn 1614 dagegen, dass man das Schnitzwerk des Überlinger Hochaltars farbig fasse. Auch die beiden schönen *St. Galler Erker* scheinen etwas vom Wettbewerb und Streit zwischen den Meistern des Meissels und den Meistern der Farbe künden zu sollen: 1680 entstand das dichte, wohl ursprünglich schon ungesasste Schnitzwerk des Erkers am Hause zum *Greif*, zehn Jahre später die buntere Welt des Erkers am Haus zur *Kugel*.

Wie wir nun auch unsere Sympathien und Antipathien in dieser Sache verteilen: Farbe und Malerei spielen jedenfalls auch in der Holzarchitektur keine geringe Rolle. Noch diskret, ja fast schüchtern wurde gemalte Ornamentik 16. Jh., appliziert, und ebenso zurückhaltend hat der Maler das *Werdenberger Haus Nr. 26* in die Kur genommen: mit weissem Lineament unterstreicht er den architektonischen Verlauf und ziert vorsichtig die Felder aus. Tiefer in die Töpfe griff der farbenfreudigere Meister, der das Berner Haus auf dem Hackboden musterte. Wer schliesslich möchte den geflammten Schmuck am *Bernecker Nägelihaus* missen, obschon die Ladenfläche das Netz des Riegelwerkes fast ganz zudeckt?

Vielfalt der Möglichkeiten und Unmöglichkeiten aus der Sicht der Denkmalpflege

Aber wir freuen uns ebenso über die Kunstgattung, die den Werkstoff selbst zum Stil- und Ausdrucksmittel erhebt, mit ihm arbeitet und ihn hinwiederum nie zu materialfremden Aussagen plagt und nötigt. Und wer betrachtet nicht mit stillem Wohlgefallen die in solcher Richtung gearbeitete niedersächsische Dachtruhe des 13. Jh., die dem Kloster *Wienhausen* gehört?

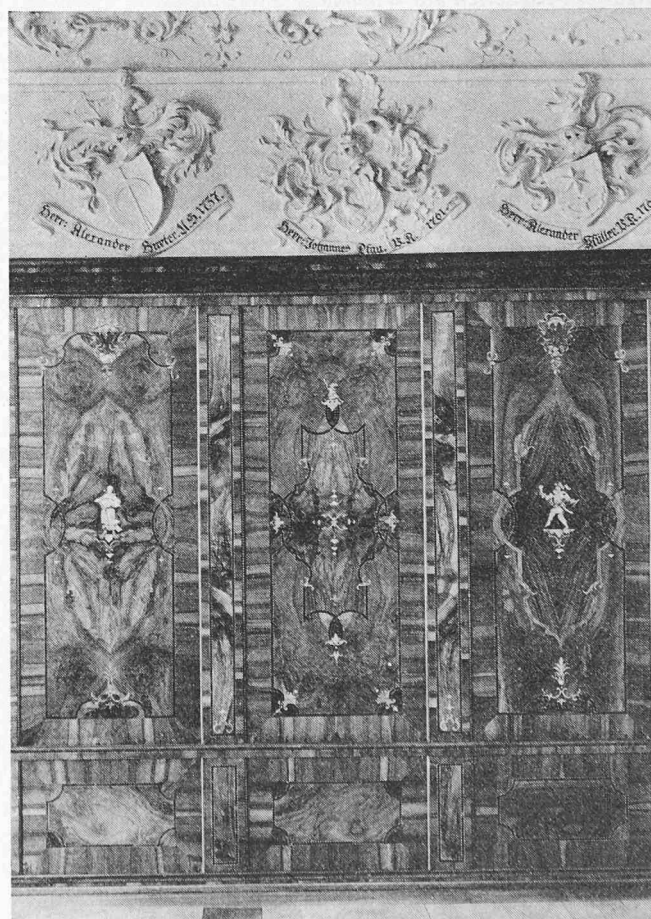
Wir sind glücklich, dass es in der Holzbaukunst solche Vielfalt und Möglichkeiten gibt. Eines freilich scheiden wir aus: die unsachgemässe und Qualität vortäuschende Holzkosmetik. So etwa die billigen und dünnen Fourniergewändlein, wo Urkraft des Holzes sprechen sollte. So auch den Ersatz eines von Altersspuren geadelten Brettes durch ein ebenso perfektionistisch wie charakterlos glatt zurechtpoliertes Stück, das so peinlich jenen maserierten Kunststoffplateaux ähnelt, auf denen man uns den Kafi Pflümlü serviert.

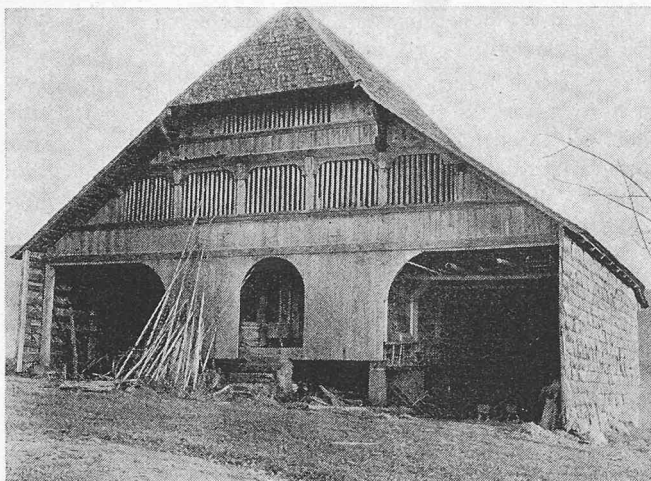
Denkmalpflegerische Urkundentreue schafft in Fällen von «Materialuntreue» oft Schwierigkeiten: man hat es in Rorschach/Marienberg zunächst nicht durchgängig verstanden, dass wir die stilisierende Originalmaserung, Ocker und Braun auf weissem Grund, belassen, welche schon 1543 auf den stämmigen Balken eines Saales angebracht worden ist.

Die Restaurierung von Holzarchitektur stellt heute denkmalpflegerisch nicht geringe Probleme. Wer liefert uns zum Beispiel breite und hinreichend starke Laden, wer versteht sie noch im alten handwerklichen Sinne zu bearbeiten und wenn schon: Wer kann dies am Ende noch bezahlen? Die Bearbei-

Schaffhausen. Gerberstube 1734 (Museum Allerheiligen) Täfer mit reicher Einlegearbeit in verschiedenen Holzarten und mit Zinneinlagen. Stuckverzierte Rokoko-Decke mit Wappenfries

Photo *Hinz*, Basel





Scheune in Büzen (Sumiswald) BE. Die Giebelseite erscheint im Wechsel von Verschalung, Gurten und Öffnungen in der Fläche gegliedert. Die Traufseiten und das Dach sind unterschiedlich verschindelt

Photo A. Stumpf, Hilterfingen

tung schlägt heute gerade den umgekehrten Weg gegenüber früher ein: Wählte man einst das Holz in Hinblick auf seine Qualitäten, so etwa auf seine Spaltbarkeit, sorgsam aus und richtete dann die Stücke grob zurecht, um sie hierauf so fein als möglich auszuarbeiten, so liefert heute die Maschine, ohne grosse Rücksicht auf Strukturen, maschinenglatte und oft auch maschinengeplagte Ware, die es dann nachher auf «antik» aufzurauen und strukturell zu beleben gilt. Ein Parallellfall zur Umdressierung von mechanischem Bandeseisen auf handwerklichen «Kunstschmiedeschlag». Ein verhältnismässig harmloses Beispiel zeigt die Erneuerung der Fenster-Falläden-Kassetten am *Wildhauser Zwinglihaus*.

Weitere Sorgen verursachen uns die *Vereinfachungen und Normierungen* im Bauwesen. Die Sprossenunterteilung der Fensterflächen artikuliert meist die kleinste Masseinheit des Proportionsrasters, besonders von Holzbauten, und führt diesen in zarten Brücken über die Fassadenöffnungen hinweg. Der Verzicht auf solche Unterteilungen – der Massstab wechselt mit Zeit und Stil! — hängt mit technischen, finanziellen und hauswirtschaftlichen, lies «putzologischen» Erwägungen zusammen. Sosehr wir die Massnahmen gegen den Zugwind, die Vorkehrungen zugunsten besserer Isolation und angeblich leichterer Reinigung begreifen: die öden Ganzscheiben-Fensterhöhlen bringen die Massverhältnisse ins Schwanken und verfremden den Bau. Wie sehr sich die Art der Fenster auf die Gesamtarchitektur auswirkt, beweist etwa das trauliche, gliedernde Butzenscheibenwerk im Bären in *Sturzenegg/Herisau*. Das Gegenstück, obwohl die Rahmenformate beibehalten worden sind, findet sich in *Schwänberg/Herisau*. Befriedigender verlief die Erneuerung der Fenstergruppen im Mitteldorf von *Herschmettlen*.

Unterhalts-, Perfektionierungs- und Isolierungsprobleme im Zeitalter gesteigerten Wohnkomfortes, oft schwindenden handwerklichen Bewusstseins und hochkletternder Löhne sucht der Holzhausesigentümer mit neuen holzfremden, aber angeblich billigeren Materialien in einem anscheinend wohlfeilen Schnellverfahren zu lösen. Er lässt den Bau mit Dichtungsmaterialien ummanteln, die wohl Nässe und Zugluft abhalten, aber durch ihre Wasserdampf-Undurchlässigkeit von innen her zu Wärmestauungen und Kondensaten und damit möglicherweise zu schweren Zerstörungen führen. Denn tierische und pflanzliche Schädlinge erfreuen sich eines direkt paradisischen Klimas. In *Gams* steht ein Holzbau bereits in seiner ganzen Kühlstrankgrösse verkleidet da.

Es gleichen solche von geschäftstüchtigen Pffikkussen aufgeschwätzten Scheinlösungen einer Wundbehandlung, bei der statt zu heilen, ein Kult mit schönen Bandagen getrieben wird. Die bautechnischen Folgen eines unsachgemässen Eingriffes können verheerend sein; von den künstlerischen Einbussen gar nicht zu reden! Es wird an einem Einzelbau nicht nur die Ausgewogenheit und Proportionsschönheit zerstört und das beruhigende Gefühl konstruktiver Richtigkeit aufgehoben. Die ganze Häuserfamilie einer Gasse, eines Platzes leidet mit, ja, eine einzige purifizierte, auf wenige Grundlinien vereinfachte, im Verhältnis von Wand und Fensterfläche veränderte, durch leblos-glatte Verkleidungsmaterialien steril erscheinende Hausfassade kann die ganze Umgebung und Siedlungsstruktur verseuchen. Und die Anstrengungen von willigen, ihr Holzhaus verständnisvoll und opferbereit pflegenden Hausbesitzern werden weitgehend illusorisch.

Wie schon ältere, aber nicht der Bauzeit angehörige Verputzte und Verschalungen ein Haus ungemein stark verändern können, erwies sich am romantisch etwas verspielten Montaschinerhaus in *Werdenberg*, als bei dessen Restaurierung ein rassiger Konstruktionsraster dem aus 16. Jahrhundert freigelegt wurde.

Holzbauten in schlechter Gesellschaft

Vielleicht sind ganz besonders die Holzbauten auf ihren *spezifischen Lebensraum und Atembezirk in Landschaft und Siedlungsstruktur* angewiesen; dies verdeutlicht z.B. das appenzellische *Stein*. Was wäre dort die schlichte Kirche, würde sie von ihren treuen Trabanten, den um sie gescharten Holzhäusern verlassen? Wie einsam müsste sich die *Bleiche Appenzell* vorkommen, würde sie ihres kleinern Gefährten zur Seite beraubt, und was geschähe wohl mit der Kette von Holzhäusern in *Gais* oder *Appenzell*, würde ein einziges Glied herausgebrochen oder so verschandelt, dass es den Dienst an dieser Formengemeinschaft und Formenharmonie nicht mehr versehen könnte? Oder man stelle sich einen Beton-Fremdling mitten im Häuserrhythmus von *Mache* im Val d'Hérens vor!

Schlechte Nachbarschaft verdirbt auch das relativ gut Erhaltene. Das Beispiel von *Wattwil* bedarf wohl ebenso wenig des Kommentares wie der Anpassungs- und Anbiederungsversuch, der auf dem Bärenplatz *Flawil* viel zu lautstark stattfand. Da, wo jedes zweite oder dritte ehemals traute Dörfchen sein Hochhaus und seine City haben will, erliegen die verlassensten Überstände des kleinmassstäblichen Holzbaues bald einmal dem Würgegriff eines übermächtigen Betonbauringes. Andere müssen der Verbreiterung und Begradigung – wie es so schön heisst – von Verkehrsschneisen weichen. Bäuerliche Ökonomiegebäude werden überflüssig, weil die rationalisierte und industrialisierte Landwirtschaft oft in echter Not, oft aus Phantasie- oder Verständnislosigkeit mit dem Bauerbe unserer Väter nichts mehr anzufangen weiss.

Eine auswegslose Situation ergab sich für ein hübsches Riegelhaus in *Hefenhofen*: Verfall als Ouvertüre des Trauerspiels. Ein vom Prellbock eines neuen Zweckbaues förmlich zur Seite geschobener Altbau. Was blieb am Ende anderes übrig als Abbruch und Wiederaufbau in 14 km Distanz in der Umgebung von Tobel, wo der Bau als Magazin für Zivilschutz und... für die Denkmalpflege dient. Der Trost, es habe ja noch «soo viele» andere schöne Riegelhäuser, hat nicht verfangen. Abbruch darf nicht zur schlechten Gewohnheit werden. Wenn man dagegen mit dem hartnäckigen Widerstand der Denkmalpflege zu rechnen beginnt, öffnen sich manchmal überraschende, erstaunliche und fruchtbare Auswege.

In *Hauptwil* freilich blieb als ultima ratio auch nur noch die Verschiebung der ehemaligen 1686 erbauten Schlosstaverne «Zum Trauben» aus der Gefahrenzone, in der sie Schatten geworfen und Sonne und Aussicht versperrt hatte. Um die eigene Hauslänge verschoben und auf neuen Fundamenten vom verschlissenen Schindelschirm befreit, darf sich der prächtige Riegelbau nun wieder seines Lebens freuen.

Verkehrssanierungen haben den Bären in *Kesswil* und den Frohsinn in *Uttwil* zur kurzstreckigen Wanderschaft gezwungen. Das Uttwiler Unternehmen ist durch die Mithilfe der Aktion «Grüezi» populär geworden; es drohte durch Häuserabbrüche um die alte Kirche eine grosse Leere zu gähnen. Der verschobene «Frohsinn» hat sich seinen Rettern nicht nur mit einem prächtigen, nunmehr abgedeckten Riegelwerk, sondern auch mit verschiedenen Kostbarkeiten des Innenausbauens erkenntlich gezeigt.

Reaktivierte Holzhäuser

In voller Erkenntnis der Gefahr sozialer Umschichtung sowie des Entstehens von Zweitwohnungsparadiesen und Luxus-Ghettos suchen wir alten Häusern einen neuen Sinn durch Umfunktionieren zu geben. Dabei ist sorgfältig zu prüfen, was der Bau erträgt, ohne in seiner Denkmalwürde verletzt zu sein. Alte Küchen, wie wir sie etwa im *Schupfen* in Diessenhofen oder in *Werdenberg* angetroffen haben, sind heute doch wohl unzumutbar. Denkmalpflege auf dem Rücken von Armut und Primitivität hat sich sowenig bezahlt gemacht wie ihr Bündnis mit billiger Aufdopplung-Verschaltungs- und Zuklebekosmetik. Dem Perfektionisten und dem Modernisten genügt solches Ergebnis noch nicht; den Menschen, der die Ambiente von Wohnkultur und Geborgenheit in alten Räumen sucht, stösst solcher Konfektionszauber sofort ab. Wir haben mit Dutzenden von guten

Holzhaussanierungen dagegen nie Vermietungsschwierigkeiten gehabt.

Kann die Denkmalpflege nur zugunsten der zu erhaltenen historischen Substanz Beiträge sprechen, so dürfte die Hilfe der öffentlichen Hand in dergleichen Fällen durch die Subventionsmöglichkeit auch installatorischer Massnahmen im Rahmen des neuen Wohnbauförderungsgesetzes künftig sich interessanter und damit wirksamer gestalten. Wertvoll sind die Erfahrungen, die wir bei der Gesamtrestaurierung und Sanierung von *Werdenberg* sammeln konnten. Die entsprechende Pflege anderer schweizerischer *Holzbau-Ensembles*, so im Glarnerland, im Appenzellischen usw., ist vielversprechend eingeleitet.

Wachen wir endlich auf

Stoppen wir die Verschandelung und Verminderung unseres Landeserbes an kostbarer Holzarchitektur! Schlafen wir genüsslich weiter, in der irrigen Meinung, Heimatschutz und Denkmalpflege – die übrigens gegen Pannen auch nicht gefeit sind – würden da schon alleine zurechtkommen, dann pfeifen wir bald einmal auf dem letzten Loch.

Ob schliesslich der historische wie der neuzeitliche Holzbau im schweizerischen *Architekturkonzert* auch künftig seine Stimme mit einigem Gewicht erheben können, dies hängt weitgehend davon ab, ob wir die Probleme nur aus der Perspektive eines falsch verstandenen Perfektionismus und nur von der bodenständigen Renditenschau aus angehen oder ob wir uns zu jenem *Weitblick* aufschwingen, den wir in manchem Falle jenen zusprechen müssen, deren einstige Werke wir bewundern – und heute zu erhalten bemüht sind.

Adresse des Verfassers: Prof. Dr. h. c. *Albert Knoepfli*, Leiter des Institutes für Denkmalpflege der ETH Zürich.

Sanierung historischer Stadtkerne

Wegweisende Denkschrift der Städte Lübeck, Bamberg und Regensburg

Die Sanierung historischer Stadtkerne kostet Milliardenbeträge. Eine annähernd genaue Summe haben die Städte Bamberg, Lübeck und Regensburg errechnet, die in einer Arbeitsgemeinschaft zur Erhaltung und Erneuerung alter Städte zusammengeschlossen sind. Jede dieser Städte benötigt zur Sanierung ihrer Altstadtflächen über 1 Mia Fr. Der Mittelbedarf aller drei zusammen wurde von Fachleuten mit rd. 4 Mia Fr. angegeben. Diese Summe gilt aber nur, wenn es gelingt, die Sanierung innerhalb von 50 Jahren systematisch durchzuführen. Verteilt sie sich auf längere Zeiträume, wachsen die Kosten automatisch an. Würde das bisherige Sanierungstempo beibehalten werden, dann wären allein für die Sanierung Regensburgs über 300 Jahre erforderlich. Häuser, die zu Beginn dieses Zeitraumes saniert wurden, wären gegen Ende des Zeitabschnittes längst wieder zur Sanierung fällig. Für so lange, nicht mehr überschaubare Zeiträume ist sinnvolle Planung nicht möglich. Damit unter vernünftigen Bedingungen Sanierung geplant und verwirklicht werden kann, haben die Städte Bamberg, Lübeck und Regensburg gemeinsame neue Initiativen ergriffen. Sie brauchen vor allem verstärkte Finanzhilfe zur Abdeckung der unrentierlichen Kosten. Denn von den 4 Mia Franken Sanierungskosten entfallen 2 Mia Franken auf unrentierliche Kosten der Denkmalpflege. Sie werden als unrentierlich bezeichnet, weil sie durch die erzielbaren Mieten und Pachten nicht amortisiert werden können.

DK 719

Müssten die Städte Bamberg, Lübeck und Regensburg die 2 Mia innerhalb von 50 Jahren allein aufbringen, dann ergäbe sich daraus eine jährliche Belastung von 40 Mio Fr. Keine dieser Städte ist finanzkräftig genug, etwa ein Drittel des Betrages Jahr für Jahr für Denkmalschutz vorzusehen. Bei allen Sanierungsprojekten in der BRD werden die unrentierlichen Kosten bisher zu je einem Drittel von der Gemeinde, die Sanierungsträger ist, sowie vom Land und vom Bund aufgebracht. Die Arbeitsgemeinschaft Bamberg, Lübeck und Regensburg strebt wesentlich erhöhte Bundes- und Landeszuschüsse an. Sie sollten einen solchen Umfang erreichen, dass die Gemeinde jeweils nur ein Sechstel der Sanierungskosten aufbringen muss.

Das europäische Denkmalschutzjahr 1975, das die Fragen von Denkmalschutz und Sanierung zur öffentlichen Diskussion stellte, bedeutete bekanntlich nicht, dass nun schon ein Mäzen gefunden wurde, der die Kosten von Denkmalschutz und Altstadterneuerung tragen hilft. Man hofft jedoch auch in der Schweiz, dass dieses Denkmalschutzjahr die allgemeine Aufmerksamkeit, vor allem die der Parlamente, auf den gesamten Fragenkreis zu lenken vermochte.

Mehr Information und mehr Verständnis werden den Weg zu gesetzlichen Verbesserungen eröffnen, wie sie Bamberg, Lübeck und Regensburg in rechtlicher und finanzieller Hinsicht in einer Denkschrift vorgeschlagen haben.

M. Metzler